

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 22.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Hefen
vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 16. November 1890.

Größe Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4 1/2 M.

XVII. Jahrg.

Die Nixe von Laguna.

Von Helene Pichler.

(Schluß.)

Der Steuermann der Loreley war sicher ein tüchtiger, gewissenhafter Seemann, der bis auf's Aeußerste die Befehle seines Kapitäns beachtete. Heute aber nahm er es mit dem Gehorsam nicht ganz genau. Nicht nur die nächste, sondern auch die folgende, ja die dritte Ballast-Ladung ging an Land — und das schöne Indianermädchen saß noch immer auf der Bank neben dem Großmast, wo auch der Steuermann seinen Posten hatte, um seine Schiffsarbeiter und den Fortgang ihrer Arbeit zu beaufsichtigen. Seine Aufmerksamkeit war diesem Umstande gemäß sehr getheilt.

„Merke Ihr! Könnt Ihr nicht vorsichtig sein? Soll der Ballast bis zum jüngsten Tage im Raume bleiben und das ganze Schiff in Stücke gehen?“ rief er in den Schiffsraum hinab, als ein sandgefüllter Korb, der schlecht aufgeholt wurde, so heftig gegen die Holzverkleidung der Luke stieß, daß das Schiff zitterte und der Korb von dem Haken der Winde sich lösmachte und wieder in die Tiefe sauste. Gleich darauf fuhr der Steuermann fort, durch Worte und Zeichen mit seinem fremdartigen Besuche sich zu unterhalten.

„Warum stehst Du so schlecht mit Deinem Vater, wenn's nicht um einen Liebsten ist? — Hahaha, da guckst Du mich ja schrecklich böse an! — Einen Liebsten hast Du also nicht? — Willst auch keinen? — He, das Boot ist erst halb voll! Wollt Ihr Gefindel am frühen Morgen schon Feierabend machen? Fix, noch vier Körbe hinein, ehe Ihr abstoßt. — So, eine Mutter hast Du hübsches Kind auch? Um der Mutter Willen ist der Vater ganz wild? — Na, na, weine nur nicht! Balde auch Deine Händchen nicht! Sonst meinen die Leute am Ende, Du wärest die water-witch.“

Bei den letzten Worten des Steuermannes fuhr die junge Indianerin auf, als sei ihr eine furchtbare Beleidigung angethan, oder auch sie sei von einer großen Angst befallen. Kein Schmeicheln des Steuermannes hielt sie mehr fest, ja sie nahm sogar den Schiffszwieback nicht an, den der Steward ihr präsentiren mußte und den die mexicanischen Indianer leidenschaftlich lieben. — Auf ihrem Gesicht, in ihrem ganzen Benehmen prägte sich nur das eine Verlangen aus, fort, so rasch wie möglich fort.

In weniger denn drei Minuten war sie drinten in dem Sandboot, das eben abstoßen wollte.

„O, über dies vertrackte Urding, die water-witch! Grauhaarige Männer bringt sie um den Verstand und junge Weiber laufen vor dem bloßen Namen davon. Hätte die hübsche Juana für klüger gehalten!“ Dies murmelte der Steuermann, indeß er dem abfahrenden Boote nachschaute.

Die hübsche Juana und ihr Zerrwürniß mit dem Vater bildete auch den Gesprächsgegenstand zwischen dem deutschen Kapitän und Jose Maria, dem Lotsen, während der ersten Stunde der Lagunenfahrt.

Der alte Indianer führte das Steuer seines Fahrzeuges und hatte auf jeden Windhauch, der die Segel blähte, auf jede Welle und jede Bewegung seines Schiffes sorgsam acht. Sein Passagier, der deutsche Kapitän, hatte es sich so bequem gemacht, wie es bei der primitiven Ausrüstung des Leichters irgend gehen wollte. Ein Bad Segeltuch, über den eine Matte gelegt war, diente ihm als Sitz, über seinem Haupte hatten die drei anderen Nothhäute, die die Schiffsmanufaktur vorstellten, ein Stückchen von einer alten Decke ausgebreitet und so befestigt, daß die immer scharfer werdenden Sonnenpfeile ihn nicht direct treffen konnten.

Der Kapitän hatte sofort das Gespräch auf die Tochter des Lotsen gebracht, und der Indianer erwiderte:

„Juana verlangt, das Boot mit Jose Maria, ihrem Vater, und dem deutschen Schiffsherrn nach dem trüben

Flusse abfahren zu sehen. Die Tochter ist störrisch und wild. Sie achtete nicht den Willen des Vaters, der da sagte: das junge Weib gehört in's Haus und an den Herd, daß es der Speise und des Getränkes Acht habe, die den Mann erquiden sollen, wenn er des Tages Arbeit vollendet hat. Juana verließ die Hütte und den Herd, um den deutschen Seefahrer zu sehen. Und da sie ihn gesehen hatte, weigerte sie sich, an Land zurückzukehren, wie es dem Weibe geziemt.“

„Wie konntet Ihr aber das Mädchen zwingen wollen, über Bord zu springen?“ fragte der Deutsche.

Bei dieser Frage sah er zum ersten Male den Indianer lächeln. Jose Maria erwiderte:

„Juana ist leicht wie der fliegende Fisch, sie schwimmt und taucht besser als die Schildkröte. Aber Juana ist störrisch, sie will nicht schwimmen, wenn ich, Jose Maria, der Vater, es befehle; aber sie würde schwimmen über die Laguna, um zu der alten Frau zu kommen, wenn ich, der Vater, sie nicht an die Hütte und den Herd fesselte.“

„Wer ist die alte Frau?“ fragte der Kapitän weiter.

Ueber des Indianers Gesicht zuckte es zornig und schmerzlich zugleich.

„Die alte Frau war einst das Weib Jose Maria's, die Mutter seiner Kinder“, — der Kapitän ließ ein



Der Zukunfts-Husar. Von F. Raven. — Siehe Seite 176.

schwaches Pfeifen hören, wie es wohl Menschen thun, in deren Gehirn plötzlich eine Erkenntniß aufdämmert; Jose Maria fuhr fort: „sie war ein gutes Weib, bis eines Tages die Speise fehlte in der Hütte. Da nahm sie die herrlich geschmückte Decke, die ich, Jose Maria, nur trag an geweihten Tagen zu Ehren der göttlichen Jungfrau und der Heiligen. Das Weib nahm die Decke, — Herr, es war eine köstliche Decke mit Seide und Muscheln verziert, — und verkaufte sie an einen fremden Mann, der im Lande umherzog, in den Wäldern jagte und allerlei Gethier sammelte. Von dem Gelde kaufte das Weib schöne Speise. Als aber ich, der Mann, fragte: „Weib, wo ist meine gute Decke?“ da war die Decke verkauft. Und es gab einen großen Zorn, und ich schlug das Weib. Da verließ sie die Hütte und lehrte nicht mehr zu dem Herde zurück. Und die Kinder weinten, und Juana, die Tochter, lachte nicht mehr seit dem Tage. Ich aber werde die Tochter festhalten, daß sie nicht hingehet, wo die alte Frau ist.“

Das Gespräch stockte. Der Lotse hatte mit seinem Schiffe zu thun, da der laue Südostwind sich völlig gelegt hatte und eine graue Dunstmasse am nördlichen Horizonte darauf schließen ließ, daß der Wind aus Norden hervorbekommen werde. Der Kapitän beobachtete ebenfalls die Dunstmasse und sagte: „Da könnte der erste „Norder“ durchkommen.“ Er meinte damit jenen kräftigen, von den Seefahrern dieser Gegend gefürchteten Nordwind, der während der Winterzeit vom October bis März alle sieben Tage plötzlich losbricht und oft mit unheimlicher Stärke weht; die Lookeley lag Anfang September in Laguna, sodaß der Kapitän sich vor dem regelmäßigen Eintritt der Norder auf der Rückreise zu befinden hoffte. Immerhin konnten die Norder ausnahmsweise einmal früher eintreten, die Bemerkung war also wohl begründet. Jose Maria schüttelte aber den Kopf und murmelte: „Die water-witch! die water-witch!“

Der Kapitän vergegenwärtigte sich in Gedanken die Lage seiner geliebten Lookeley. Er erinnerte sich, daß alle Vorsichtsmaßregeln für die Sicherheit des Schiffes beobachtet waren: alle drei Anker waren ausgelegt worden, um genügend Halt zu schaffen, und mehrere Hundert Fuß der mächtigen Ankerketten hatte man über Bord gebracht, um dem Schiffe bei plötzlichem Sturme und hohem Seegange trotz der Ankerbefestigung Bewegung genug zu lassen, daß es nicht an dem steinigten Grunde oder gar an dem Küstensaume selber durch Stoßen und Schlagen sich beschädigen konnte. Es war Alles geschehen; er konnte ruhig sein.

So kam der Mittag heran. Heiß brannte die Sonne. Man hätte glauben können, daß man auf dem hohen Meere sich befinde, so einsam, so weltverlassen schwamm das Schiffchen auf dem glatten Wasser der Lagune. Nirgends eine Spur von Land, kein einziges Lebewesen außer einem Schwarm Moskito's, der hartnäckig zwischen dem Tau- und Segelwerk auf- und niedertanzte.

Ganz fern am Horizonte tauchte die Spitze eines Mastes auf, um nach wenigen Augenblicken wieder zu verschwinden. Die indianische Besatzung des Leichters saß mit untergeschlagenen Beinen auf dem Vordertheile des Schiffes bei der Mittagmahlzeit, Früchte, Eier und ein Stück gedörrtes Schweinefleisch.

Einige Stunden später, als die Sonne den Höhepunkt überschritten hatte, kam am südwestlichen Horizonte eine dunkle Linie herausgerückt; sie grenzte sich scharf ab von dem stahlfarbigen Glanze des Himmels, wie von der flimmernden Wasserfläche.

Das war die Küste des Festlandes von Mexico. Je mehr die Sonne ihrem Niedergange sich näherte, desto deutlicher trat das Land hervor. Und als die Purpurgluthen des Abends die Landschaft überstrahlten, da lag die Küste mit ihren dunklen, hochragenden Urwäldern vor ihnen.

Der berauschende Duft der Erde, der nach dem Sinken der Tageshitze sich entwickelt, drang weit über die Lagune, ein geheimnißvolles Murmeln und Rauschen schien der tropischen Wildniß zu entsteigen, und ein feltames Flimmern und Flirren der Atmosphäre deutete auf eine hohe elektrische Spannung zwischen Luft und Erde, wie sie in Tropengegenden häufig vorkommt.

Nur der Mensch schien zu fehlen in dieser weltverlorenen Erden-Einsamkeit, der Mensch mit seinem Geräusch, mit seinen lauten Arbeiten und seinen geheimen Sorgen.

Doch nein, — da wälzte ja, breit, langsam und mächtig ein großer Fluß seine Wogen zwischen den jungfräulichen Urwäldern hervor; an seiner Mündung zur rechten Seite trat der Wald etwas zurück und von dieser Lichtung aus ging ein Holzgerüst, aus unbehauenen Baumstämmen eng zusammengefügt, um einige hundert Fuß weit in's Wasser hinein; die Landungsbrücke am trüben Fluße. Auch auf der Lichtung selbst sah man Spuren von des Menschen energischem Thätigkeitsdrange.

Dicht am Ufer lagerten mächtige Stöße Balken und Stämme, zum Theil halb in's Wasser geschoben und mit Tauien und sonstigem biegsamen Material zu Klößen verbunden. Einzelne Baumstümpfe ragten noch aus dem Boden auf, von Schlingpflanzen überwuchert, aus deren Blüthen ein betäubender Duft stieg. Weiter zurück am Waldessaume standen ein Duzend Bambushütten und ein etwas besser gebautes, ebenfalls hölzernes Gebäude. Und daß auch der Mensch selber nicht fehle, so sah man einen Trupp Indianer, die eben eine gewaltige Säge in Ruhe setzten und sich anschliffen, ihr Handwerkszeug und ihre Oberkleider, die am Boden lagen, aufzunehmen, um des Tages Arbeit zu beschließen.

Das war der „Rancho“ am trüben Fluße. Die Indianer hatten jedenfalls das Boot herankommen sehen. Sie drängten nach der Landungsbrücke, um ihre Hilfe beim Landen anzubieten, oder auch, um ihre Reugierde zu befriedigen und dabei vielleicht einen „due“ (Zoll, hier so viel wie Trinkgeld) zu erhaschen. Bald war der Leichter mit einem tüchtigen Tau um einen der zunächst des Ufers stehenden Baumstümpfe festgelegt; der deutsche Kapitän betrat den Boden.

Nach Landesitte reichte er jedem der Eingeborenen erst die Hand zum Gruße, ehe er seine Schritte nach dem größten Gebäude lenkte, wo er den Herrn des Platzes zu finden hoffte.

Die Arbeiter suchten indes ihre Hütten auf. Jose Maria, der Lotse, war am Bord seines Fahrzeuges geblieben. Seine Mannschaft hatte sich bereits zur Ruhe begeben, aber er selber zündete sich noch eine von den Cigarren an, die er von dem deutschen Kapitän geschenkt erhalten hatte, und streckte sich dann auf eine Bank aus. Der geheimnißvolle Zauber einer Tropennacht spann sich über die ganze Natur. Drüben am Saume des tief schwarzen Urwaldes glühten tausend Fünkchen auf, riesige Leuchtkäfer, die hin und her schwebten.

Das Wasser der Lagune gluckste leise, als plauderten die Wassergeister im Schlafe.

„O, warum verließ die alte Frau meine Hütte und meinen Herd,“ seufzte der alte Indianer, der in dem tiefen Gottesfrieden der Natur von der Sehnsucht nach der verstörten Lebensgefährtin überfallen wurde; die Gedanken des Alten wühlten in der Vergangenheit und gipfelten endlich in dem halbblauen Bekenntnisse: „Die köstliche Decke verziert mit Seide und Muscheln war nicht werth des guten Weibes, das aus meinem Hause ging.“

Bald darauf suchte auch der Lotse, von ungeheuren Schwärmen Moskito's geplagt, seinen nächtlichen Unterschlupf.

Viel glatter und einfacher, als der Kapitän zu hoffen gewagt, wickelte sich am anderen Morgen das Geschäft ab. Der Herr des „Ranchos“, ein spanischer Vollblut-Creole, hatte zwar am Abend vorher den deutschen Seemann mit aller zuvorkommenden Grandezza empfangen, welche der Spanier auch in Central-Amerika nicht verleugnet, zugleich aber erklärte er mit ungeheurem Bedauern, der ganze „Rancho“ stehe zwar dem deutschen Herrn zur Verfügung, aber es sei leider nicht das kleinste Stück Mahagoniholz darauf zu finden.

Am Morgen nun machten die beiden Herren einen Rundgang über den „Rancho“. Allenthalben befanden sich die Arbeiter in voller Thätigkeit. Hier wurden mächtige Stämme zersägt, dort solche von der Rinde befreit. Dicht am Wasser war ein halbes Duzend Männer beschäftigt, von fertigen Balken ein Floß zu bauen. Einige tausend Schritte den Fluß aufwärts herrschte auch regstes Leben, weil dort soeben ein Zug Holzflöße aus dem Innern des Landes angelangt war und eine Ruhepause machte, bevor die Reise über die Lagune nach der Insel Carmen fortgesetzt wurde.

Auf des Kapitän's Wunsch erkundigte sich der Creole bei dem Führer des Zuges nach Ort und Bestimmung der Holzflöße; und zu des Deutschen großer Befriedigung kam das Ergebnis zu Tage, daß unter den mächtigen Vorräthen eine Ladung Gelbholz für ein außerhalb der Barre von Laguna ankerndes Schiff, das dabei aber auch einige Tausend Quintal „freies“, das heißt noch nicht verlaufenes Mahagoniholz vorhanden seien.

Nachdem der vorsichtige Deutsche sich von der Güte des Holzes überzeugt hatte, kam durch Vermittelung des Creolen der Handelsvertrag schnell zu stande.

Die Sache wurde derartig betrieben, daß zunächst der Creole 4000 Quintal Mahagoni kaufte, unter der Bedingung, daß die Flöße das Holz in kürzester Frist an Seite der im Hafen von Laguna ankernden Lookeley zu schaffen hätten. Der Deutsche kaufte dann wieder seine Ladung von dem Creolen.

Die Sonne stand noch nicht im Zenith, als der Kapitän, der die mit vielen hochtrabenden Redensarten vorgebrachte Einladung zum Mittagessen abgelehnt hatte, von dem creolischen Kaufmanne Abschied nahm und sich wieder an Bord des Leichters begab, um die Rückfahrt anzutreten.

Schon während der Nacht unter dem gastfreundlichen Dache am Rande des Urwaldes hatte der deutsche Seemann sich einer starken Unruhe nicht erwehren können. Der Morgen mit seinen kaufmännischen Verhandlungen hatte dieselbe zwar verscheucht, doch nachdem das Geschäft zur Zufriedenheit erledigt war, lehrte sie in doppeltem Maße zurück. Diese Unruhe entsprang den gestern wahrgenommenen Anzeichen von einer Aenderung des Wetters und der daraus entstehenden Sorge um das Schiff.

„Jose, nun setzt so viel Tuch wie Euer Fahrzeug tragen kann,“ rief der Kapitän.

Jose Maria lächelte schwermüthig und erwiderte: „Herr, das Weib war doch mehr werth, als die Decke; wenn der gerechte Gott zürnt, weil ich das gute Weib schlug, dann wird die water-witch den großen Wind bringen, und wir werden in der Irre der Wasser schweben, so lange es dem gerechten Gott gefällt.“

„Ach was! Ein Kerl wie Ihr fürchtet sich doch nicht vor einem Kobold? Uebrigens könnt Ihr ja morgen die flüchtige Donna an Euren Herd zurück holen.“

„Ja, Herr, so würde ich thun. Doch wo ist das gute Weib? Sie hält sich verborgen. Niemand weiß sie zu finden, außer Juana, die Tochter.“

„Gut, so schicke Deine Tochter hin, daß sie die Mutter zurückholt.“

Der alte Indianer ließ einen Seufzer hören, der von seiner Hoffnungslosigkeit Zeugniß gab. Der Kapitän fuhr halb ärgerlich fort: „Nun aber laß mich mit Deinen Weibergeschichten in Ruhe. Achte lieber auf das Schiff! Das große Segel muß noch etwas gereift werden; siehst Du nicht, daß wir mehr Wind kriegen werden, als uns vielleicht lieb ist?“

In seiner gemessenen, etwas schwerfälligen Art kam Jose Maria diesem Befehle nach. Der Himmel hatte inzwischen sein herrliches Blau verloren und eine graue flimmernde Farbe angenommen, deren herber Glanz dem Auge wehe that. Die weit in die Lagune reichende Strömung des Flusses führte zunächst den Leichter einige Meilen weit nordwärts, ohne daß er viel Wind zum Fortkommen gebraucht hätte. Bald aber begann der Wind unruhig hin und her zu springen, sodaß die Mannschaft fortwährend die Segel bald nach der einen Seite, bald nach der anderen setzen mußten. Durch den unstäten Wind kam auch das Wasser in ungleiche Bewegung, es entstand eine unruhige, oder, wie die Schiffer sagen, „kranke“ See, die das Schiffchen hin und her warf und das Fortkommen sehr erschwerte.

Der Lotse machte den Vorschlag, in einer möglichst geschützten Lage vor Anker zu gehen, oder aber — und das kam sehr zaghaft heraus — das Schiff zu wenden und nach dem Anlegeplatze des „Ranchos“ zurückzukehren, um dort in aller Ruhe das hereinbrechende Wetter verrauschen zu lassen. Bei diesem Vorschlage deutete der Indianer vorsichtig an, daß die Herrschaft der water-witch nunmehr beginne und jeder vernünftige Schiffer gut thäte, sich darnach zu richten.

Da kam er aber bei dem deutschen Kapitän schon an! „Seid Ihr ein Mann, Jose Maria, oder ein altes Weib, das den Kopf unter die Decke steckt, wenn's Nacht ein wenig braust? Ich glaube, die gute Donna Carmen, Eure entlohene Gemahlin, würde sich an Eurer Stelle tapferer benehmen. Vorwärts! Ueberlaßt mir die Führung des Leichters! Meint Ihr denn, es sei gleichgültig, wie die Lookeley das Wetter besteht? Zwar kenne ich die Tücken und Launen Eures vertrackten Klimas und dieser verwünschten Laguna de Terminos nicht ganz genau, aber so viel weiß ich doch, daß mit energischem Willen der Leichter trotz Eurer albernen water-witch in den Hafen von Laguna zu bringen ist, ehe die Nacht hereinbricht.“

Ohne ein Wort zu erwidern, verließ der Lotse seinen Posten am Steuer. Sein ernsthaftes Gesicht zeigte deutlich den Ausdruck eines tief Beleidigten. Auf einem Holzblocke neben dem Mast sitzend, schien er sich gar nicht mehr um das Schicksal seines Schiffes zu kümmern. Er starrte in die auf- und abtanzenden Wellen, oder auch in die schwer und schwerer sich zusammendrängenden Wolken.

Kapitän Eberhard nahm indes den Kampf mit Wind und Wellen auf. Nach seiner Meinung mußte ein theoretisch wie practisch gebildeter Seemann in jeder Lage und in jedem Wetter, an jedem Orte das Rechte zu thun wissen.

Und er hatte Recht. Zwar bäumte sich das leichte Schiff unter dem Drucke, den es durch die Segel und den Seegang erleiden mußte, als es gezwungen wurde, trotz des wachsenden Windes vorwärts zu streben; aber dieser Zwang war nicht stärker, als die Bauart des Schiffes gerade aushielt. Der Seemann hatte mit weiser Berechnung die Stärke des Schiffes mit der Kraft des Luft- und Wasserdruckes in Einklang gebracht. So hatte der Deutsche wohl bemerkt, daß der zuerst aus Südost wehende Wind mehr und mehr nach Ost und Nordost herumdrehte. Es stand für ihn daher



Reise in's Puppenland: Das Stopfen der Puppenbälge. Von Ludwig Dettmann.

über fünfzehn Millionen Mark. In der Hauptstraße enthält jedes dritte Haus ein Musterlager von Spielwaren, und in den Vorstädten, in den benachbarten Dörfern giebt es kaum ein Haus, in dem sich nicht fleißige Hände für die Weihnachtsfreude der Kinderwelt regen.

Die gesammte Spielwaren-Fabrikation ist hier, wie fast überall, Sache der Klein- und der Hausindustrie; eine Fabrik vor Allen, in der eine Puppe aus allen ihren Bestandtheilen bis zum Verkauf fertig hergestellt wird, giebt es kaum, und man muß von Straße zu Straße, von Haus zu Haus wandern, um das Entstehen der Babies und der stolzen Balldamen, der Bäuerinnen und der Bajazzos zu verfolgen. Alle die Hunderte von Kleinfabrikanten fertigen, im Allgemeinen nur mit Hilfe der eigenen Familienmitglieder, fast stets lediglich einen einzelnen Theil der Puppe; erst der Fabrikant stellt diese zusammen und liefert die fertige Puppe an den Großkaufmann, den Exporthändler, dessen Lager und Musterzimmer die fremden Käufer besuchen. Solch ein Sonneberger Musterzimmer ist eine Welt im Kleinen; an den Wänden endlos lange Regale, auf denen sich eine Puppe an die andere reiht, auf den breiten Tischen ganze Waldkörbe voll Puppen, auf der Erde Kisten und Kästen mit Puppen: Puppen, wohin das Auge blickt; Puppen, von denen das ganze Duzend fünfzig Pfennige kostet, und Puppen, die um dreißig Mark nicht feil sind; Puppen aus Holz, aus Papiermasse, aus Metall; Puppen, die sprechen, und Puppen, die tanzen können! Dazwischen Köpferchen mit vollkommenen Puppen-Ausstattungen, Spielwerke mit beweglichen Puppen auf dem Deckel, Hampelmänner, Christbaumengel und Springteufel — jedes einzige Genre, jede Spezies wieder in zehn, zwanzig Abarten.

Die billigsten Puppen, die sogenannten „Dosen“, sind kleine Holzpuppen mit Porzellankopf; sie werden meist in den umliegenden Gebirgsdörfern gefertigt und kommen von dort, schichtenweise in mächtige Kisten verpackt, als „Tauslinge“, d. h. als nur mit dem Deckel, Hampelmänner, Christbaumengel und Springteufel — jedes einzige Genre, jede Spezies wieder in zehn, zwanzig Abarten.

Treten wir zunächst einmal bei einem „Balgmacher“ ein. Die Familie, oft bis zum jüngsten Kinde herab, sitzt und steht um einen mächtigen, mit Sägespänen gefüllten Kübel und stopft die Glieder der zukünftigen Puppe aus; nebenan schneidet die Mutter den Shirting für die Körper zu, die eine Tochter näht den Stoff zusammen, die andere leimt vielleicht gleich Arm- und Beinstücke an die Gliedmaßen oder streppt die Gelenke durch. Blüschnell häufen sich dabei die Bälge auf dem Tische, und bald kann ein Korb, aus dem im lieblichen Durcheinander hier einige kopflose Oberkörper, dort nackte Beinchen und Arme herausstehen, zum Fabrikanten wandern. Im Nebenhause hat ein „Drücker“ seine Werkstätte aufgeschlagen. Er fertigt nur Köpfe an, und zwar lediglich die rohen, aus der weichen Papiermasse in Formen gepressten (gedrückten) Köpfe. Grau und schmutzlos verlassen sie seine, trotz der Sommerhitze wegen des Trocknens der Masse überheizte Stube; noch fehlt ihnen auch das belebende Element jedes Gesichtes: das Auge.

Zu Hunderttausenden, in allen denkbaren Größen und in jeder Farbenschattirung, derer das Menschenauge fähig ist, werden die Glasaugen in dem benachbarten Laucha hergestellt, — auch eine Spezialität des kleinen Städtchens, durch die es sich den Weltmarkt erobert hat. Sollen die Augen feststehend

sein, so leimt ein Arbeiter sie im Innern des hohlen Puppenkopfes fest, nachdem ein Anderer mit geübter Hand die in der Form bereits angebeutete Augenöffnung herausgeschnitten hat; erhält die Puppe dagegen Schlafaugen, so werden dieselben beweglich in eine kleine Bahn, die ihnen nur eine leichte Drehung von oben nach unten oder in umgekehrter Richtung gestattet, gebettet und im Innern des Kopfes durch ein Stückchen Draht mit einem Weigewichte verbunden. Die Schwere des letzteren stellt bei jedem Aufrichten des Puppenkopfes dann das Auge so, daß die Iris hinter der Augenöffnung sichtbar wird; legt man den Kopf jedoch um, so dreht das Auge sich derart nach unten, daß die Iris hinter dem unteren Augenlide verschwindet und anstatt ihrer der auf das Glas ange gemalte oder aus Wachsmaße aufgeklebte „Deckel“ als oberes Lid hinter der Augenöffnung sichtbar wird.

Jetzt wandert der Kopf in die Hände der Malkünstler, die ihm den lebendigen Reiz der Farbe verleihen sollen: er wird entweder „wachsirt“ oder als wachsechter Kopf behandelt. Im letzteren Falle erhält er einen Anstrich von einer fleischfarbenen, in ihrer Zusammensetzung meist geheim gehaltenen Flüssigkeit, die mehr oder weniger gegen die Einwirkung des Wassers unempfindlich ist; im anderen Falle wird er mit einer flüssigen, ebenfalls fleischfarbenen Wachsmaße überzogen. Das Princip der Arbeitsteilung ist bei allen diesen Verrichtungen auf das Sorgfältigste durchgeführt: der Kopf geht unmittelbar aus den Händen des Mannes, der ihm die Augen öffnete, in die Hand des Färbers; — an demselben langen Tische arbeitet wenige Schritte entfernt ein dritter Arbeiter, der jetzt zum zweiten Male die von dem Wachs wieder verklebten Augen mit haar-scharfem Messer aufschneidet, ein Vierter zeichnet mit jedem Fingelstriche die Augenbrauen, und ein Fünftler malt Wangen und Lippen an. Durch die langjährige Übung haben die Arbeiter eine fast ungläubliche Geschicklichkeit erlangt, jeder Strich sitzt mit unfehlbarer Sicherheit, und jedes Lippenpaar zeigt stets denselben frischen Schwung; — wir wissen ja, daß die Gleichförmigkeit der Puppengesichter leider eine nur zu große ist.

Unser Puppenkopf ist noch kahl, insofern ihm nicht, wie bei einzelnen billigen Sorten, schon in der Form ein üppiger Haarwuchs mitgegeben wurde, der sich jetzt mit Blond oder Bräunel in allen Abstufungen färbt. Für alle besseren Köpfe aber hat die „Friseurin“ inzwischen bereits den Lockenschmuck vorbereitet; nur ganz ausnahmsweise wird zu demselben Menschenhaar verwendet, meist ist es das seidenweiche Haar der Angoraziege, welches gefärbt und zu kunstvollen Perrücken verarbeitet, auf die kahlen Puppenköpfe aufgelegt wird. Bei ganz feinen, völlig aus Wachs gebildeten Köpfen klebt man die Haare indessen nicht an, sondern sticht sie in das Wachs selbst ein.

Nur ein Theil der Puppen erhält Mafelöypen; vielfach gelangen auch die bekannten Porzellanöypen zur Verwendung, und zwar entweder als glazirte oder als Biscuitwaare; die letzteren sind neuerdings wieder besonders in Aufnahme gekommen und werden in wahrhaft entzückender Feinheit gefertigt.

Nun aber zu einem der Sonneberger Puppen-Gerjone! Es giebt in dem Städtchen mindestens zwei Duzend, theilweise sehr umfangreicher Geschäfte, die sich lediglich mit dem Ankleiden von Puppen beschäftigen; sie kaufen die sogenannten Tauslinge und senden sie als fertig gekleidete Fräuleins und Herren in die Welt hinaus. In einer der größten dieser Firmen,

die ein ganzes, sehr geräumiges Haus einnimmt, sah ich vielleicht zwanzig junge Mädchen an der Nähmaschine, zehn andere mit dem Zuschneiden beschäftigt — ein halbes Duzend fertigte Hüte an, und alle diese fleißigen Arbeiterinnen stellten seit Wochen für eine bestimmte Exportpuppe dasselbe Kleid aus demselben Stoffe, dasselbe Häubchen und den gleichen Hut her. Nur auf diese Weise sind die billigen Preise erklärlich, welche die Sonneberger Waaren fortwährend konkurrenzfähig erhalten. Selbstverständlich folgen die Ankleidegeschäfte allen Regungen der launischen Mode: was die Frauen-Zeitung den großen Damen Neues bringt, muß der Fabrikant schleunigst für seine Puppen-schaar nachahmen; die Kleiderstoffe der jüngsten Saison, die Kleiderstücke vom höchsten „Schick“ und die extravaganteiten Outfits sind just gut genug für sein Musterlager. Andererseits werden natürlich in denselben Geschäften auch Puppen mit geradezu staunenswerth geringen Mitteln ausgeputzt — staunenswerth, weil es lediglich die Übung und die außerordentlich geschickten Hände der Arbeiterinnen sind, welche dieser Massenwaare immer noch einen gewissen Chic geben: hier lernt man erst begreifen, daß unsere fünfzig-Pfennig-Bazare, trotz ihrer Billigkeit, ausgezeichnete Geschäfte machen können.

Puppen, welche Rama und Papa jagen, kennen wir Alle bereits seit unserer Kindheit und haben gewiß bei einer passenden oder unpassenden Gelegenheit auch schon einmal das Geheimniß der beiden Blasebälge ergründet, welche im Innern des Balges die etwas quälenden Kinderrufe hervorbringen. Heute sind die Papa-Puppen ein überlebter Standpunkt, denn in diesem Jahre erscheint zum ersten Male die Edison-Puppe auf dem Markte, die einen kleinen, veritablen Phonographen in sich birgt und ganze Sätze geläufig zu wiederholen vermag. Eine amerikanische Firma hat in Sonneberg auf einen Schlag Hunderttausend dieser Puppen in Bestellung gegeben, deren weitere Verbreitung sich wohl zunächst ihr für unsere Verhältnisse recht hoher Preis, — irre ich nicht, sprach man von hundert Mark, — entgegen stellen wird. Vielleicht giebt es bei uns auch recht viele verständige Eltern, die überhaupt der Meinung sind, daß ihr Kind mit einer hübschen, billigen Puppe ebenso gern und ebenso gut spielen kann, als mit dem kostbaren, künstlichen Dinge, das wie ein rohes Ei behandelt sein will und ein ordentliches Herzen und Drücken kaum ohne Schaden zu vertragen vermag.

Ein Industriezweig, wie derjenige des Puppenlandes, entsteht nicht mit einem Male, er entwickelt sich in langen, langen Jahrzehnten. Bis in die Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege reichen denn hier auch keine Anfänge zurück, aber die ganze Industrie erstreckte sich damals im Wesentlichen nur auf die Erzeugung von Holzspielwaren, die fast ausnahmslos nach Nürnberg gingen und als Nürnberger Waare in ganz Europa bekannt waren. Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wandte man sich auch der Herstellung von Puppen aus einer Art Brodtieg zu, die wieder fünfzig Jahre später durch die von dem Sonneberger Kaufmann Müller eingeführte Fabrikation der Papiermasse verdrängt wurde — von der Einbürgerung dieses Industriezweiges datirt die Blüthe der fleißigen Stadt, deren strebsame Kaufleute sich inzwischen längst von der Abhängigkeit von Nürnberg befreit hatten. In Generationen wurden so die heutigen Arbeiterfamilien erzogen, deren Geschicklichkeit sich gerade infolge der stetig durchgeführten, ja immer weiter ausgedehnten Arbeitsteilung vererbte; als kleiner Knabe schon sieht der Sonneberger den Vater Bälge stopfen, steht er an der Formbank des Drückers oder lernt die kleinen Kunstgriffe beim Augenbrauen-Malen; die kleinsten Mädchen leisten der Mutter bereits beim Tollen der Puppenhaare, beim Hendennähen für die Tauslinge oder bei dem Zuschneiden der Shirtingbälge hilfreiche Hand. Es ist ein genügsames, arbeitsfrohes Völkchen dort im Keimlinger Oberlande, gleichviel ob es Kalkmarmor schleift, um Laucha herum glitzernde Glasgelenk- und Glasaugen formt, buntschillernden Christbaumschmuck erzeugt, in den einsamen Gebirgsdörfern Holzthiere für die Kröche Noah schnitzt und Kistchen leimt, oder in Sonneberg Puppenköpfe preßt und Bälge stopft. Aber mir wollte es scheinen, wenn ich in den mehr als schlüchtern Stuben mich umschaute und den einfachen Handrath musterte, als ob trotz alles emigen Schaffens die Arbeit nicht immer der Mühe lohnte: allzu schwer lastet der Wettstreit der Industrie auf den Preisen, und selbst der fleißigste Arbeiter blickt nur zu oft sorgenvoll in die Zukunft. Gar schmund und heiter schaut die Puppe aus, die, unseres Kindes Herz zu erfreuen, dorten entstanden, — wer von uns aber denkt daran, ob dem Kinde, das bis in die späte Nachtstunde hinein an der Seite des Vaters vor dem Korb mit Sägespänen kniete, um dieser Puppe willen der nothwendigste Schlaf geraubt wurde, ob die Frau, welche so zierlich an den weichen Puppenhändchen Stuch zu Stuch fügte, um feinetwillen die heiligsten Mutterpflichten veräümen mußte? Fünfzig Pfennige das Duzend Tauslinge! es liegt eine grausame Wahrheit in dem Rechen-Exempel, das sich aus dem Preissatze von selbst ergibt.

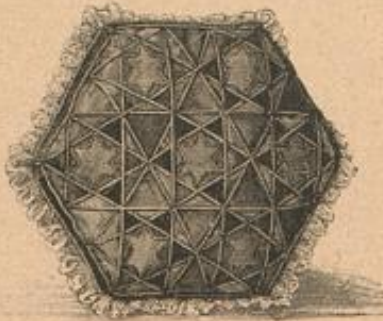
Ich bin erstler geworden, als es sich für eine Reise in das fröhliche Puppenland schied. Aber Weihnachten ist vor der Thür, und da ist es wohl angebracht, auch einmal den Blick von dem glitzernden und schillernden eigenen Tannenbaum und von den in Schrank und Kisten wohlgeborgenen Schätzen für unsere eigenen Lieben hinzuwenden zu denen, die all' den frohen Land mit ihrer Hände mühseliger Arbeit schufen und am heiligen Abend vielleicht schon froh sind, wenn das Brod für morgen ihren Lieblingen nicht fehlt!



Reise in's Puppenland: Das Frisiren der Puppenköpfe. Von Ludwig Deltmann.

einige neue Recepte bringe, welche der Hausfrau Gelegenheit geben, ihrem Ruhmeskranz noch ein neues Vorbeerblatt einzufügen.

Schon den Griechen und Römern, welche mir, beiläufig gesagt, überhaupt rechte Feinschmecker gewesen zu sein scheinen, galt der Dose als ein großer Vorkoster, trotzdem er den Griechen als Symbol der Fruchtbarkeit und den Römern sogar als das der Unsterblichkeit hätte heilig sein sollen. Und wir geben ihnen Recht, denn unter den Händen einer geschickten Köchin kann der Dose, auf die mannigfaltigste Weise zubereitet, die feinsten Hochgeschmackschüsseln geben. Nur lasse man ihn nicht, was leider noch oft geschieht, zu alt werden, sondern man halte die goldene Mittelstraße ein. Muß man den Dose einige Zeit aufheben, so verfaume man nicht, nach sorgfältigem Reinigen die Schußstellen so wie das Innere mit pulverisirter Holzstohle zu bestreuen, welche das Eintreten der Fäulnis wirksam aufhält. Vor dem Waschen oder gar Wässern der Dose muß gewarnt werden; am besten reinigt man Dose, wie jegliches Bild und Gefäß, auf folgende, in Frankreich gebräuchliche Weise. Man legt das Bild auf ein Fleischnetz und reibt es mit einem feinsten Leinentuche tüchtig ab, das man wiederholt in eine Schüssel mit warmem, oftmals erneuertem Wasser taucht und ausringt. Man wird auf diese Art ein sauberes, appetitliches Fleisch erhalten.



Mosaik-Arbeiten: Sechseckiges Kissen.

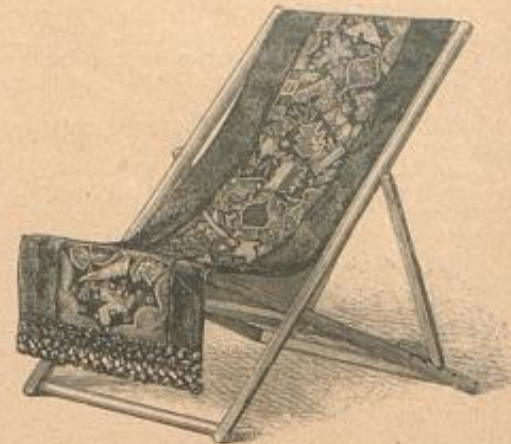
Eines der vorzüglichsten Dosegerichte bildet der "Farcirte Dose nach St. Denis", welches zwar der Hausfrau manche Mühe macht, aber ihr hernach auch reiches Lob eintragen wird. Man braucht zu diesem Gerichte zwei Dose, deren einen man nach bekannter Weise ausbeint, während man von dem zweiten alles scharfe Fleisch abläßt, ausseht und mit 250 Gr. Luftpuders fein wiegt. Zu diesem gehackten Fleisch rührt man gewiegte, in Butter gedünstete Petersilie, Schalotten und Estragon, fügt das nöthige Salz hinzu und bestreicht den ausgebeinten Dose, nachdem man ihn mit Salz und Pfeffer bestreut hat, fingerdick mit der Fleischmasse. Dann belegt man ihn mit Streifen von gedünsteten Trüffeln, von Pöseljunge, Pistazien und Speck, wiederholt dies noch einmal, um alsdann zuletzt als letzte Schicht den Rest der Fleischfülle überzustreichen. Darauf rollt man den Dose auf, umbindet ihn, schlägt ihn in eine Serviette ein und legt ihn mit den zerhackten Knochen, Wurzelwerk und Gewürz in eine passende Casserole. Hierin überzieht man ihn mit Weißwein und leichter Fleischbrühe, die aus Viebig's Fleisch-Extract leicht zu bereiten ist, und dämpft ihn langsam weich. Die Brühe giebt man

durch ein Sieb, verköcht sie mit einem braunen Butterniehl zu dicker Sauce und überzieht mit ihr den in Scheiben zerhackten Dose. Man ordnet schließlich die Scheiben treppenförmig über einander und verzieret den Rand der Schüssel mit kleinen, gerösteten Kartoffeln und sautirten Rosenkohlköpfen.

Eine treffliche Gesellschaftschüssel für ein Abendessen bildet der "Dose in Gallert". Man häutet und spült den Dose und dämpft ihn, nachdem man ihn schnell von allen Seiten in Butter angebraten hat, um das Ausfließen des fleischsaften zu verhindern, in Bouillon mit Wurzelwerk, einem Glase Weißwein und einigen Löffeln Weißessig weich. Der Dose wird aus der Brühe genommen, diese eine Stunde noch langsam eingekocht und beides bis zum nächsten Tage hingestellt. Dann löst man sorgfältig das Fleisch vom Dose, zertheilt es in zierliche Scheiben und legt es abwechselnd mit weichgekochten Kalbsnippelwürfeln, Pöseljungenstreifen und kleinen, gedünsteten Champignons, die nicht zerhackt werden dürfen, in eine Kristallschüssel. Die Brühe kocht man, vermischt sie mit etwa drei Blättern weißer Gelatine und gießt sie über das Fleisch. Man verzieret die Schüssel vor dem Austragen mit Kapern, Sardellen, Gurken, Zitronen- und Eiercheiben und giebt noch eine Navigote- oder Remouladesauce dazu.

Zum Schluß sei noch ein "Dose-Salmi" empfohlen, welches eine treffliche Restverwendung bietet. Man dünstet zu diesem Gerichte etwa ein Dutzend gepuhte, in Scheiben geschnittene Champignons in 70 Gr. Butter weich, fügt mehrere gewiegte Schalotten und etwa 30 Gr. Mehl hinzu und verköcht das Ganze mit der Brühe, die man durch Anstoßen des zerhackten Dosegerippes unter Zusatz von einem Stückchen gewiegten, frischen Fleisches erhält, eine Viertelstunde. Dann giebt man die scharfe Sauce durch ein Sieb, würzt sie mit einem Glase Weißwein, einem Löffel Kräutereisig, — nach Belieben auch mit etwas Mostich, und läßt die zerhackten Ueberreste eines Dose darin heiß werden. Man fügt zuletzt noch die Champignons wieder hinzu und giebt das Gericht mit kleinen Kartoffelmuscheln zu Tisch. Will man das Salmi statt einer Pastete reichen, so füllt man es in eine Hohlpastete von Blätter- oder Buttermiehl, was jedoch erst kurz vor dem Anrichten geschehen darf. Die Pastete wird in den angegebenen Mengen aber nur für eine kleinere Gesellschaft reichen. L. Holte.

Zu Mosaik-Arbeiten hat die sparsame Hausfrau seit langer Zeit jedes, noch so kleine Stückchen Sammet oder farbigen Seidenstoff, Bandrestchen, Goldfäden und Ligen gesammelt und jetzt, wo sie die Arbeit beginnen möchte, steht sie ratlos da, denn Decken und wieder Decken ist die stereotypische Antwort auf ihre Frage um Anwendung der Stoffreste! Diese Schwierigkeit zu lösen erbiten sich die kleinen Darstellungen, denen einige Worte nachhelfen sollen. In dem sechseckigen Kissen vereinigen sich je mit einem Brocat-Stern überlegte blaue Atlas-Sechsecke mit verschieden geformten Dreiecken in mehreren Tönen Roth und Modifarben. Ein rother Sammetstreifen umgiebt die Mosaikfläche, deren äußeren Abschluß eine Goldspitze bildet, welcher die sämtliche Ränder bedeckende Goldschur entspricht. — Zwei je 15 Cent. breite olivfarbene Friesstreifen begrenzen einen dunkleren, doppelt so breiten Sammet-



Mosaik-Arbeiten: Triumphstuhl-Decke.

streifen; alle drei ergeben, mit kräftigem Weinen gefüttert, die Bekleidung des Triumphstuhles. Die Mosaiktheile sind hier mehr als Aufzügen behandelt, sodas der dunkle Sammetgrund zwischen den vielfarbigen Seidenrestchen mitwirkt, welche in buntem Wechsel und in allerlei Formen sich, von einem kupferfarbenen Sammet-Quadrat in der Mitte ausgehend, auf der Fläche verteilen. Gold- und Kupfer-Krausgepinnt bildet an vielen Stellen die Umrandung, während andere mittelst Kreuznaht, Langnetten- oder Kettenstichen befestigt oder genestert sind, wobei Chenille, Goldfäden, Cordonnets- und Filoselle-Seide willkürlich wechseln und nicht wenig dazu beitragen, die Wirkung der bunten Fläche zu reguliren. C. F.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Ruhbaum-Waschtisch. — Wie behandelt man einen matten Ruhbaum-Waschtisch, um die Spritzflecke des Seifenwassers zu entfernen? Abonnentin in Ungarn.

Einlaufen wollener Wäsche. — Wie kann man das Einlaufen wollener Stoffe in der Wäsche verkürzen? Louise L. in Dresden.

Antworten.

(Auf die beiliegenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Wohlgerüche aus Pflanzen zu ziehen (104). — Um aus Veilchen, Maiblumen, Rosen und anderen duftenden Blumen oder würzigen Kräutern die Wohlgerüche auszuziehen, wende ich schon seit Jahren das folgende einfache Verfahren an. Nachdem ich die eingesammelten Blüthen oder Blätter von allen nicht duftenden Theilen, Stengeln etc. befreit habe, fülle ich sie in breithaltige Flaschen und gieße bestes, gereinigtes Glycerin darüber. Gut verkorkt müssen die Flaschen an einem warmen Orte in der Dunkelheit stehen bleiben; am besten ist eine möglichst gleichmäßige Temperatur von 16 bis 20 Grad R. Nach einigen Wochen ist das Glycerin von den betreffenden Wohlgerüchen durchdrungen und kann filtrirt werden. Ich benutze es dann zu den verschiedensten Zwecken. Da werden gelegentlich wohlriechende Wasser angefertigt oder feine Liqueure gebraut, wozu mir das duftende Glycerin, in Weingeist gelöst, ganz unentbehrlich geworden ist, oder ich benutze es auch, mit Zuckersirup vermischt, als Zusatz zu süßen Speisen und feinem Badewerk. Irene Abonnentin in Duppeln.

Holzwanne (104). — Es war eine sehr unliebsame Entdeckung, als ich im Frühjahr eines Abends in den Möbeln leises Klopfen, wie das Ticken einer Uhr, vernahm. Ich glaubte zwar nicht, wie mein abergläubisches Mädchen, an eine Anheil verkündende Todtenuhr, aber ich erkannte den verborgenen Feind, der es auf die Vernichtung meiner Möbel abgesehen hatte, und die kleinen gelblichen Häufchen von Holzwanne, die Morgens auf der Diele lagen, verriethen die Anwesenheit des Klopffäfers oder Trochlophus. Ich eröffnete sofort einen energischen Kampf gegen die winzigen und doch so verderblichen Insekten. Vor Allem kam es darauf an, ihnen Luft und Ausgang abzuschneiden und sie dadurch zu tödnen. Die Möbel wurden umgekehrt, so das die kleinen Holzwanne nach oben zu liegen kamen, die ich nun sorgfältig verlutete. Ich benutzte dazu Tischlerseim, den ich mit einem Pinsel in die Löcher strich; doch kann man auch jeden beliebigen anderen Klebstoff verwenden. Am ganz sicher zu gehen, bediente ich mich noch einer kleinen Spritze mit feiner Oeffnung und spritzte damit mehrfach Leinöl in alle Löcherchen, wozu mein Pinsel etwa nicht gelangte. Bei anderen Möbeln wendete ich Terpentinöl an, wiederholte aber das Bestreichen der nicht polirten Theile so oft, bis das Holz keinen Terpentin mehr aufnahm. Durch die Verharzung des Oels wurden ebenfalls alle Löcher geschlossen. Dies Verfahren erforderte allerdings viel Mühe und Zeit, doch gelang es mir, den Wurmfratz zu hindern, ohne den Möbeln zu schaden. Sophie F. in Hamburg.

Welle Pflanzen (100). — Man begieße kränkelnde Topfpflanzen mit einer schwachen Auflösung von Eisenvitriol und sie werden bald wieder neu treiben und sich beleben. Das Begießen kann alle 3-4 Tage stattfinden. Die zu behandelnden Pflanzen müssen jedoch in den Schatten gestellt werden. Fran K. W. in B.



Reise in's Puppenland: Das Waschen der Puppenköpfe. Von Ludwiga Dettmann. — Siehe Seite 171.